Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/2 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Morgen-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 616. **Montag** den 4. December 1899. **93. Jahrgang.**

Zur Geschichte der Stadtbibliothek.

Von G. Wustmann.

I.

Im Mai und Juni d. J. habe ich im Tageblatt drei Aufsätze veröffentlicht: „Die Anfänge der Leipziger Stadtbibliothek 1677—1711" (Leipz. Tagebl. Nr. 267, 280, 293), worin ich über die ersten 34 Jahre ihres Bestehens von ihrer Stiftung durch Huldreich Groß an bis zu ihrer Eröffnung im Zeughause berichtet habe. Die nachfolgenden Mittheilungen aus der Geschichte der Bibliothek im achtzehnten Jahrhundert schließen sich unmittelbar an jene Aufsätze an. Man kann die fünfzig Jahre von 1711 bis 1761, wo die Bibliothek unter der Verwaltung von Götze, Baudis und Mascov stand, in vieler Beziehung als eine Glanzzeit der Bibliothek bezeichnen. Ließ auch die Verwaltung, wenn man sie an den Anforderungen mißt, die heutzutage an eine öffentliche Bibliothek gestellt werden, viel zu wünschen übrig, so war doch die Bürgerschaft über ihre Bibliothek, die damals der Wissenschaft wie der Kunst diente, insofern sie zugleich das erste und einzige Museum der Stadt und eine ihrer Hauptsehenswürdigkeiten für die Fremden war, mit Freude und Stolz erfüllt und der Rath sorgte für ihre Bereicherung mit großer Opferwilligkeit. Die Liebe und Theilnahme und die reichen Mittel und Schenkungen, die heute — allzu ausschließlich! — den Museen der Stadt zugewendet werden, kamen damals einzig der Bibliothek zu Gute. Ihren glänzendsten Ausdruck fand die damalige Werthschätzung der Bibliothek in der Erbauung des großen neuen Büchersaales im Gewandhause, in dem sie sich noch heute befindet; und auf den Mann, unter dessen Verwaltung dieser Bau beschlossen und ausgeführt wurde, auf den großen Historiker Johann Jakob Mascov, blickt die Bibliothek heute mit ähnlichem Stolze zurück, wie die Thomasschule auf Bach, die Nikolaischule auf Reiske, die Kunstakademie auf Oeser.

Ich knüpfe zunächst wieder an an die Eröffnung der Bibliothek 1711 in den bescheidnen Räumen im Zeughause auf der Universitätsstraße, wohin sie 1683 aus dem Rathhause gebracht worden war.

Die Bibliothekräume im Zeughause bestanden aus dem eigentlichen Büchersaal und einem Vorgemach oder „Atrium". Das Atrium, in das man vom Treppenhause aus kam, war 40 Fuß lang und 56 Fuß breit und hatte an der Straßen- wie an der Hofseite 4 Fenster. Der Saal war 120 Fuß lang und 56 Fuß breit und hatte an der Straßenseite 11, an der Hofseite 8, außerdem noch an der Rückseite (am Kupfergäßchen) 4 Fenster. Vorn waren vom Saal die beiden kleinen Lesecabinette (musaeola, wie sie Götze nennt) von je 8 Fuß im Geviert abgetrennt, deren behagliche und vornehme Einrichtung sich aus den Rechnungen ergiebt: die Wände mit Leder und weißem Zwillich ausgeschlagen, die Arbeitstische mit goldbetreßten grünen Decken behängt, dazu Nußbaumstühle mit Rohrsitzen und Rohrlehnen. Den Saal entlang standen zwei Reihen von je neun Bücherschränken, die quer aufgestellt waren, so daß das von den Fenstern kommende Licht zwischen je zwei Schränke fiel. Durch die beiden Schrankreihen wurde der Raum in drei Gänge getheilt, einen vierzehn Fuß breiten Mittelgang und zwei schmälere Seitengänge an den Fenstern. In den Fensternischen standen niedrige Tafelschränke, die gleich als Arbeitstische dienten, dabei im Saale vertheilt eine Anzahl Rohrstühle. Endlich standen noch hinten im Saal in dem breiten Mittelgang zwei Tafelschränke und ganz am Ende drei „Cabinette" (Schränke) für die Urnen, die Antiquitäten und die Münzen. Die Bücherschränke waren durch Gitterthüren verschlossen und, wie Götze in seiner Beschreibung rühmend hervorhebt, nicht höher, als wie man mit dem ausgestreckten Arm reichen kann. [1]) Alle Schränke waren grün angestrichen. Im Treppenhause, im Atrium und im Büchersaale waren zahlreiche Gemälde aufgehängt, im Büchersaal namentlich viel Porträts. Im Atrium hingen die Bildnisse von Huldreich Groß und seinen Eltern und Geschwistern. Auch die „Curiositäten", wie die Luftpumpen, die Erd- und Himmelsgloben, die Naturalien usw. waren auf das Atrium und den Büchersaal vertheilt, die kleineren Gegenstände theils auf Tischen, theils in Glasschränken ausgestellt.

Einige Noth hatte die Bibliothek, bis sie den geeigneten Bibliothekar gefunden hatte, den wirklichen Bibliothekar. Denn das war doch der „Assistent", wie man ihn anfangs nannte, im Gegensatz zu dem „Bibliothecarius", den der Rathsherr vorstellte. Mgr. Jacobi legte sein Amt schon im Juni 1712 wieder nieder und folgte einem Rufe an das Marien-Magdalenengymnasium seiner Vaterstadt Breslau. [2]) Der Rath muß aber mit ihm zufrieden gewesen sein, denn statt der festgesetzten 50 Thaler erhielt Jacobi für das eine Jahr 62 Thaler Gehalt. Als bekannt wurde, daß er weggehen würde, waren sofort fünf andere Bewerber da, darunter Mgr. Johann Christian Schötgen, der bekannte spätere Historiker und Rektor der Kreuzschule in Dresden und Mgr. Johann Christoph Ortlob, der Tertius der Nikolaischule. Es wurde aber keiner von beiden gewählt, obwohl Götze zwei Bibliothekare angestellt zu sehen wünschte, sondern ein Mgr. Christian Siegmund Liebe, ein Theolog, und ein Mgr. Friedrich Menz, ein Meißner. Menz wurde von Götze selbst empfohlen; für Liebe hatte sich irgend ein hoher Gönner verwendet — man stelle mit seiner Wahl einen Patron zufrieden, heißt es im Rathsprotokoll, und da man ihn schon einmal bei der Peterskirche übergangen habe, könne man ihn nicht gut zum zweitenmal übergehen. So wurden diese beiden zu Nachfolgern Jacobis gewählt und sollten sich nun in den Jahresgehalt von 50 Thalern theilen. Beide dankten aber schon nach einem Vierteljahre wieder ab, und wie es scheint, aus folgendem Grunde. Es war ihnen unter dem 15. Juli 1712 eine Instruction ertheilt worden, offenbar dieselbe, die schon Jacobi gehabt hatte. [3])

„Demnach E. E. Hochweiser Rath dieser Stadt bei nunmehr erfolgter Eröffnung dero Bibliothec Herr . . . . . bis auf Widerrufen zu gebrauchen resolviret, als soll derselbe:

1) wohlgedachtem Rathe, was diese Verrichtung betrifft, treu, hold und gewärtig sein [4]), dessen, wie auch des zur Bibliothec verordneten Herrn Administratoris Anordnung nachleben.

2) An denen Tagen, da die Bibliothec ordentlich geöffnet wird, sich fleißig finden lassen und dieselbe zu gesetzter Zeit eröffnen, auch nach deren Verfließung wieder zuschließen und wohl verwahren.

3) Denen Liebhabern derer Studien die verlangten Bücher vorlegen und ihnen mit aller Bescheidenheit begegnen.

4) Nach deren Gebrauch dieselben wiederum an ihren gehörigen Ort und Stelle bringen.

5) Auf die Bücher, daß nichts davon zerrissen, maculiret oder gar verunreinget werde, fleißige Acht haben.

6) Ein gleiches auch bei denen andern Sachen der Bibliothec, es sei an numismatibus, mineralibus, naturalibus, libris manuscriptis oder anderen darinnen vorhandenen Dingen, woferne ihm etwas hiervon anvertrauet werden sollte, in Acht nehmen und darüber allenthalben sorgfältige Obsicht tragen und was ihm davon unter seine Hände kommen möchte, wohl bewahren.

7) An denen Tagen, da die Bibliothec geschlossen ist, wenigst ein paar Stunden, auch außer denen ordentlichen Tagen, wenn es verlanget und von dem Herrn Administratore verordnet werden sollte, zugegen sein, die neu angeschafften Bücher überschreiben, selbige in die Catalogos eintragen und was sonst bei der Bibliothec zu verrichten ist, bewerkstelligen.

8) Auch was übrigens zur Bibliothec Nutz und Besten gereichen kann, mit allem Fleiße und Sorgfalt beobachten.

9) Vor diese seine Bemühung sollen aus wohlgedachten Raths Einnahmstube ihm jährlich fünf und zwanzig Thaler in die Quartale eingetheilet zur Besoldung gereichet werden.

10) Dargegen er sich hiermit verbindet, daß, was diese Verrichtung betrifft, er E. E. Hochw. Raths Jurisdiction unterworfen sein und dieselbe agnosciren, auch sich mit dem foro academico dießfalls nicht schützen wolle, zu dem Ende er im soweit demselben hiermit renunciret.

Wann dann mehr ermähnter Herr . . . . . demjenigen allen, wie obstehet, treulich nachzukommen angelobet, solches auch eidlich bekräftiget, als ist ihm hierauf dieses, welches er seines Theils auch vollzogen, unter dem gemeinen Stadt-Secret ausgestellet worden."

Von dieser Instruction hatte wohl die Universität Kunde erhalten. Sie legte Verwahrung dagegen ein, daß der Rath akademische Bürger eidlich verpflichte, und so mußten beide ihre Stellen nach wenigen Wochen wieder aufgeben. Es wird ihnen das keinen großen Kummer gemacht haben, denn der Gehalt war doch gar zu gering.

Die Stelle blieb darauf ein ganzes Jahr lang unbesetzt, was um so auffälliger ist, als es nicht an Anzeichen dafür fehlt, daß die Bibliothek viel besucht wurde, und zwar keineswegs bloß von Schaulustigen, sondern auch von solchen, die dort arbeiten wollten. Nutzen doch gleich im ersten Jahre (1711—12) noch ein Dutzend „englische" Rohrstühle für 44 Gulden nachbestellt werden, und im Juli 1713 erhielt der Korbmacher schon 1 Gulden 15 Groschen, „die Stühle mit spanischem Rohr ausbessern". Auf welche Weise sich Götze in dieser Zeit behalfen hat, ist nicht zu sagen. Vielleicht begnügte er sich mit der freiwilligen Hilfe eines armen Teufels von Studenten namens Anton Weiß, der schon vor Eröffnung der Bibliothek Zettel auf die Bücherrücken hatte kleben helfen, und der seitdem selber an der Bibliothek kleben geblieben war und so lange aushielt, bis er sich ein Ämtchen ersessen hatte. Vielleicht sprang auch Ortlob zunächst freiwillig und ohne Gehalt ein. Und da er als Lehrer der Nikolaischule ohnehin unter der Jurisdiktion des Rathes stand, man also bei seiner Verpflichtung keine Unannehmlichkeit mit der Universität zu fürchten hatte, er auch „in linguis orientalibus wohl versiret" war, und schließlich es doch sehr nahe lag, einem tüchtigen städtischen Lehrer durch das Bibliothekamt eine Zubuße zu seinem bescheidnen Lehrergehalt zu gewähren, so übertrug man im September 1713 Ortlob die Stelle, und zwar nun wieder ihm allein, so daß er den vollen Jahresgehalt von 50 Thalern bezog. Als Lehrer und da er doch auch in gewissem Zusammenhange mit der Universität stand, — er war Collegiat des kleinen Fürstencollegiums — mußte er versprechen, sich nicht „mit dem foro Consistoriali und Academico schützen zu wollen". Im übrigen glich seine Instruction (vom 9. September 1713) der seiner Vorgänger. Nur im 2. Abschnitt heißt es von den Schlüsseln: „nicht weniger die Schlüssel, welche ihm, sowohl zu denen Hauptthüren als auch zum Vorlegeschlosse, anvertrauet worden, sorgfältig in Acht nehmen und in keine fremde Hände kommen lassen", und zum 5. Abschnitt ist noch hinzugefügt: „auch niemandem, wer der auch sei, gestatten, einig Buch zum Gebrauch mit nach Hause zu nehmen, wie er denn ebenermaßen von seiner Person dergleichen ohne Vorbewußt des Herrn Administratoris der Bibliothek zu thun sich zu enthalten hat." Das letzte hatte man wohl hinzugesetzt, weil man seinen wissenschaftlichen Eifer kannte, und wußte, was für ein Bücherfreund er war.

So waren denn endlich einigermaßen dauernde Zustände geschaffen. In den Leipziger Adreßbüchern, dem „Jetzt lebenden Leipzig" [1]) und dem „Anno 1713 florirenden Leipzig" ist 1713 unter der Abtheilung über das Rathscollegium zum erstenmal mit verzeichnet: „Die Raths-Bibliothec. Herr D. Gottfried Christian Götze, Bibliothecarius. M. Johann Christoph Ortlob, Vice-Bibliothecarius." Im „lebenden" Leipzig steht die Bemerkung am Schlusse der Abtheilung, im „florirenden" ist sie sogar zwischen das Verzeichniß des Rathscollegiums und das des augenblicklichen Stadtregiments eingeschoben.

Die eigenen Mittel der Bibliothek waren nach wie vor schwankend und sehr bescheiden. Was ihr an Capitalzinsen, Bürgerrechts- und Deputationsgebühren, Waagestrafgeldern und Succumbenzgeldern zufloß, belief sich jährlich etwa auf 200 bis 300 Thaler. Aber ein paarmal half die Einnahmstube mit größern Beträgen aus, weil auch die üblichen Geschenke der neugewählten Rathsherren hierfür nicht aus; die Trinkgelder, die bisweilen den Überbringern gezahlt wurden, und die dann in den Rechnungen gebucht sind, bieten dafür einen Anhalt. Auf diesem Wege erfahren wir auch, daß 1713—14 Pastor Edelmann aus Lauban ein türkisches Manuscript schenkte, und daß 1715—16 das Bildniß des verstorbenen Bürgermeisters Georg Winckler († 1712) auf die Bibliothek gebracht wurde.

Einmal versuchte die Bibliothekcasse ihr Glück in der Lotterie. Es war das nichts Ungewöhnliches in jener Zeit. Selbst Kirchen- und Hospitalcassen spielten in der Lotterie, und um so unbedenklicher, als ein Theil der Lotterieeinkünfte dem

[1]) clathris probe munita et clausa, neo altiora, quam ut exerto brachio summum pistet attingere queas.

[2]) Am 23. Juni 1712 wurde er dort in die dritte Lehrerstelle eingewiesen. Vier Wochen später, am 21. Juli 1712, starb er, noch nicht ganz 32 Jahre alt.

[3]) Wenigstens geht das gleich aus den ersten Worten hervor.

[4]) Die gewöhnliche Formel hieß von Alters her: treu, hold und gewärtig sein; der Abschreiber hatte das offenbar nicht mehr verstanden.

[1]) Das von Sicul herausgegebene „Jetzt lebende Leipzig" war seit 1700 fast regelmäßig jedes Jahr erschienen, bis 1713 zwölfmal. Als ihm 1713 in dem von Rumpf herausgegebenen „Florirenden Leipzig" ein Concurrenzunternehmen erstand, ging es in Sicul's Neo-Annalos Lipsienses mit über. Im „Jetzt lebenden Leipzig" ist noch fälschlich hinzugefügt: „Ist Mittwochs und Sonnabends Nachmittag von 2 bis 7 Uhr geöffnet."

Feuilleton.

Braun oder weiß?

Von Christian Benkard.

Korallen ringsum. Der weiße Meeresgrund erglänzte unter dem krystallklaren Wasser wie die Quecksilberunterlage eines Spiegels, trotzdem der Mann am Loth Tiefen von 5—6 Faden auslang. Nur hier und da reichte ein Korallenblock bis fast an die Oberfläche, und da hieß es aufpassen, daß ich mit meinem Schuner nicht festkam. Zum Glück fehlte es mir nicht an einer zuverlässigen Landmarke; zwischen den scheunenartigen Factoreigebäuden und dem von etwa einem Dutzend Insulanern belebten Strande stand nämlich mein Freund Pahlen, Agent des bekannten Südsee-Hauses Hernsheim, und wies uns durch leicht zu deutende Armbewegungen an, wie wir steuern sollten. Nachdem er uns mit seinen Freiübungen eine Viertelstunde lang tüchtig in Athem gehalten, hob er plötzlich beide Arme über den Kopf und rief: „Fallen Anker!"

„Fallen Anker!" hallte es am Waldsaume wider.

Überrascht blickte ich hinüber; ein solch' deutliches Echo hatte ich noch nie gehört. Bei schärferem Hinblicken sah ich denn auch, daß das Echo Menschengestalt hatte und merkwürdiger Weise Frauenkleider von europäischem Schnitt trug. Die gleiche Erscheinung hatte die Arme erhoben, wie soeben Pahlen gethan; als dieser sich jetzt, anscheinend unwillig, nach ihr umkehrte, verschwand sie in dem von einem Bambuszaun umschlossenen Hofe der Factorei.

Das konnte nur Toö gewesen sein, meine junge Freundin von Apia her. Schnell gab ich meinem Steuermann, einem etwas derben Mecklenburger, der mit unserer farbigen Mannschaft übrigens sehr gut zurecht kam, einige Winke in Bezug auf die Ladung und fuhr in gespannter Erwartung ans Land, um in der Factorei die Dame des Hauses zu begrüßen. Man erzählte sich ja im Bismarck-Archipel bis hinauf nach Jaluit wahre Wunderdinge über die glückliche Ehe Pahlen's mit der samoanischen Häuptlingstochter. Der auf seinem vorgeschobenen Posten schon halb verkümmerte Agent hatte jedenfalls sehr wohl daran gethan, das lustige Ding zu seiner Lebensgefährtin zu machen, denn daß Toö noch lustig war, hatte ich ja vorhin gehört und gesehen.

Es war ja auch sonst wahrlich kein beneidenswerthes Loos, so fahrend, jahraus als einziger Weißer unter noch ganz wilden, zum Theil der Menschenfresserei ergebenen Insulanern Kopra und Sandelholz gegen Messer, Nägel und Glasperlen einzutauschen und in einer blockhausähnlichen Wohnung sein Leben von abgelagerten Conserven zu fristen und von dem, was der nicht eben saubere farbige Diener sonst noch zurechtschmorte. Gesund und kräftigend sei wenigstens ein solches Robinsonleben, wenden Manche ein. Du lieber Gott! Von meinen damaligen Collegen waren die vierzigjährigen, wenn sie nicht außerordentlich mäßig gelebt hatten, fast alle schon graubärtig und durch die freie Lebensgefahr so zerstört geworden, daß sie über das Zuwerfen einer Thüre vor Schreck laut herausschrieen.

Pahlen war freilich noch ein ganzer Mann, und hier auf der Gazelle-Halbinsel herrschten auch leidliche Sicherheitsverhältnisse, seitdem der Commandant der deutschen Corvette „Ariadne" den Eingeborenen klar gemacht, daß deutsches Eigenthum, „Tabu", unantastbar sei. Auch hatte man die wichtigeren Häfen ausgelothet und auf den Seekarten die Küsten festgelegt, Alles sehr verdienstliche Arbeiten, um so verdienstlicher, als auf der englischen Admiralskarte von 1878 die Neu-Lauenburg- (Duke of York) Gruppe noch als eine einzige Insel von ziemlich unbestimmter Form eingezeichnet stand! Neuerdings war sogar die deutsche Schutzherrschaft über das ganze Inselmeer erklärt worden, und die gewaltige Insel, deren Strand ich zu betreten im Begriff stand, ward statt Neu-Britannien jetzt Neu-Pommern geheißen.

Die Landschaft um mich her sah gar nicht übel aus: ein weißer, von Korallenriffen umlagerter Strand und dahinter leichtgewelltes, von dichtem Urwalde bestandenes Hügelland. Im Nordwesten erheben sich drei vulcanische Spitzen, die Mutter mit den beiden Töchtern, von denen die Südtochter — die Berge haben diesen Namen von dem deutschen „Gazelle"-Commando erhalten — sich vor gar nicht langer Zeit erst wieder recht ungeberdig benommen und solche Bimssteinmassen ausgeworfen hatte, daß man in dem die Insel trennenden St. Georgskanal durch eine Steinwüste zu segeln glaubte.

Mit einem Ruck fuhr das Boot auf den Sand, und ich wäre, vorn im Bug stehend, kopfüber hinausgeflogen, hätte mich nicht einer meiner am Ufer harrenden neupommerschen Landsleute mit den Armen aufgefangen. Für diesen Liebesdienst verlangte der Mann natürlich eine Belohnung, und da ich kein Diwarra (Muschelgeld) bei mir hatte, ging er mir nicht mehr von der Seite, bis ich die Factorei betrat, wo ich Pahlen anpumpte.

„Abscheuliche Bettelei!" knurrte der, indem er von einer armlangen Muschelkette ein Stück herunterschnitt, das er dem Eingeborenen zuwarf. „Alles will dieses Volk bezahlt haben; der kranke Vater wird von den eigenen Kindern gebrandschatzt, wenn er einen Trunk Wasser von ihnen verlangt."

Ich entgegnete: „Das ist nun einmal so", und schüttelte dem alten Bekannten herzhaft die Hand. „Wie geht's im Ehestande? Und wo ist Toö?"

Die erste Frage ließ er ganz unbeantwortet, auf die zweite entgegnete er mit einem gewissen Nachdruck: „Meine Frau wird gleich erscheinen", und dann kam er wieder auf die Trinkgeld-Unsitte zurück. Er wollte diese Verhältnisse von Grund aus umgestalten, wie aus seiner Rede hervorging; jedenfalls konnte ich, während er sprach, in aller Ruhe von dem unter einem Palmblattdache seiner Verladung entgegenharrenden Kopraballen auf sein Gewicht abschätzen und ein Versuchsbeet mit vielversprechenden Bohnen und Gurkenpflanzen besichtigen. Dann aber verspürte ich Sehnsucht nach einem schattigen Plätzchen, darum verzichtete ich auf weitere Belehrungen, warf den Rest meiner Cigarre zwischen die im Hofe scharrenden mageren Hühner, und trat über die Veranda ins Haus ein. Und zwar unmittelbar in den „Salon", denn von einem Vorplatz hatte der Erbauer abgesehen, weil auch von den übrigen Räumen, Schlafzimmer, Küche und Gesindegelaß, Thüren ins Freie führten.

Ich warf den Hut auf den Tisch, wischte mir die Stirn und schaute mich angenehm überrascht im Zimmer um. Hier sah es ja riesig wohnlich aus! An den übrigen, kleineren Factoreigebäuden im Bismarck-Archipel war die weitausladende Veranda das Beste, im Innern stieß man sich die Knie an ungefüge, aus Kistenholz gezimmerte Möbel, und wo Bilder und Vorhänge hingehörten, krabbelten fingerlange Tausendfüße. Dagegen wies das Pahlen'sche Heim zierliche Pfefferrohrstühle auf, einen eichenen Ausziehtisch und Kaiserbilder in Oeldruck mit Goldrahmen. Und welch eine fast übertriebene Ordnung darin herrschte!

„Großartig! Hat Toö dies Alles mit in die Ehe gebracht?" sagte ich und warf mich in den einfachsten und am solidesten aussehenden Sessel.

Statt zu antworten, nahm mein Gastfreund meinen Hut vom Tisch, hing ihn fein säuberlich neben das Fenster an einen Kleiderhaken und ging dann ins Nebenzimmer. Gleich darauf trat er, Toö an der Hand führend, wieder ein und sagte auffallend förmlich: „Hier ist meine Frau." Ihr aber erklärte er, indem er mich mit einem flüchtigen Blick musterte: „Du siehst, mein Freund ist in der Vorfreude des Wiedersehens, wie er ging und stand an Land gefahren."

Ich fühlte den Hieb und stand im nächsten Augenblick, mich sehr gesittet vor der Hausfrau verneigend, auf meinen schon ziemlich hart mitgenommenen Segeltuchschuhen. Mit der Hand fuhr ich dabei betroffen nach meinem unbekleideten Schwanenhals und nahm mir vor, morgen ebenfalls mit einem Papierkragen zu protzen, wie es Pahlen heute schon that. Jetzt verstand ich ihn erst: er wollte Toö wie eine mit uns auf der gleichen Culturstufe stehende Dame geachtet wissen. Ihre Kleidung war sogar von einer gewissen Eleganz, aber sie selbst fühlte sich sichtlich unbehaglich in der engen Schnürbrust und dem hochschließenden Tarlatankleide, und als mein Blick dem ihrigen begegnete, schien dieser zu sagen: „So hat er mich zugerichtet; ist's nicht 'ne Affenschande?"

„Kinners, Ihr wollt mich wohl verulken?" hätte ich nun beinahe doch noch gerufen. Mir war Toö in samoanischer Tracht, wie ich sie zu Apia, im Faleiele, im Gemeindehause, gesehen, noch vollständig gegenwärtig; es war eine Lust gewesen, das munitere Ding anzusehen, mit dem grellfarbenen Hüftentuche, einem frischen Blätterkranz auf den entblößten Schultern, und das Rabenhaar mit Rewa-Rewa, den schneeweißen Schößlingen der jungen Kokospalme, durchflochten. Doch ich unterdrückte meine von ihrem heutigen Neußeren herausgeforderte Heiterkeit; was ging es mich an, wie Frau Pahlen sich auf den Wunsch ihres Gatten kleidete?

„Willkommen in Ruanna; wir freuen uns, Sie hier zu sehen", begrüßte sie mich in gutem Deutsch; schade nur, daß die Anrede so eingelernt klang. Nachdem wir Platz genommen, sprach sie noch einmal ein paar Worte, dann aber zog sie erst ganz sachte den einen und dann den anderen Fuß auf den Stuhlsitz, offenbar in der Meinung, ihn langes Kleid verhülle das Hocken mit untergeschlagenen Beinen, das sie von Haus aus gewohnt war. Indessen auch ihr Eheherr bemerkte das mit vieler List und Heimlichkeit ausgeführte Manöver, und er bereitete der bequemen Lage seiner Frau ein jähes Ende mit der an Toö gerichteten Aufforderung, etwas Trinkbares zu holen.

Es herrschte zwischen uns Männern eine recht unbehagliche Stille, bis Toö wieder hereinkam, um uns aus frischer Kokosmilch und Rum einen köstlich duftenden kalten Punsch zurecht zu brauen. Ich sah es ihrem Blick an, sie hätte fürs Leben gern mitgetrunken, ihr Mann winkte ihr aber mit den Augen ab, und so ging sie, ohne daß ihr Wunsch erfüllt war.

„Erziehung, lieber Freund; die Erziehung thut Alles", begann darauf Pahlen, indem er mir nach dem ersten Schluck eine Handvoll selbstgefertigter Cigarren aus Neu-Guinea-Tabak hinschob. „Habe ich mit Toö's Erziehung nicht schon Großes erreicht? Betrachten Sie die kleine Frau einmal genau: sie bettelt nicht mehr und ißt mit Messer und Gabel, lügen thut sie nur noch selten, und den Eingeborenen gegenüber ist sie stets eine wohlwollende Lady. Ist Ihnen nicht aufgefallen, daß unsere Insulaner hier Lendenschürzen tragen, während doch sonst die Nationaltracht nur im Färben der Kopfhaare besteht und aus einer Halskette aus Harzperlen und Pandanusnüssen oder Opossumzähnen? Das ist ihr Werk!"

Ich nickte und that, als lachte ich über Pahlen's Cigarren, die nicht recht Zug hatten. Bis zu einem gewissen Grade hatte mein Freund übrigens recht, wahrte ich doch ebenfalls, selbst in meiner einsamen Cajüte, gewisse Formen, weil die Weißen hier draußen, die sich gehen ließen, unglaublich schnell verwilderten. Vielleicht war es gar nicht so unrichtig, der leichtblütigen Toö den Stempel europäischer Gesittung aufzudrücken, damit ihr nicht etwa eines Tages einfiel, auf Nimmerwiedersehen zu den Wilden in den Busch zu laufen.

„Man kann aber auch im Civilisiren zu viel thun", wendete ich im Gedanken an die arme Toö ein, worauf mein Gegenüber lebhaft erwiderte: „So lange wir es hier noch mit Cannibalen zu thun haben, gewiß nicht. Denken Sie doch nur daran, wie

SLUB
Wir führen Wissen.